

Vor der Einheit die Vielfalt loben?

Franz-Josef Steinmetz, München

Nicht die Vielfalt, sondern die Einheit des Geistes (Eph 4,3) müsse heute an erster Stelle stehen. So möchte man die im Titel gestellte Frage schnellfertig beantworten. Angesichts der immer bedrohlicher werdenden Zerrissenheit unserer Welt und im Blick auf den (trotz ökumenischer Fortschritte) andauernden Skandal der Kirchenspaltung habe die Sorge um größere Einheit weiterhin einen unbestreitbaren Vorrang. Wie sollen die Menschen zum Glauben kommen, wenn sie nicht wenigstens die Einigkeit und Einmütigkeit (Joh 17,21–23) der Christen erleben?

Ein deutlich spürbarer Trend unserer Zeit vertritt jedoch eine andere Position. Da wird Vielfalt mehr als Einheit und Differenz mehr als Synthese begrüßt und gelobt. Eine zu straffe Einheitlichkeit katholischen Lebens wird eher beklagt und kritisiert. Man dürfe doch Pluralität nicht mit Pluralismus und persönliche Verschiedenheit nicht mit Individualismus verwechseln. Da müsse zunächst einmal schärfer geklärt werden, was überhaupt unter „Einheit“ bzw. „Vielfalt“ zu verstehen sei. Die Frage habe unzählige Aspekte.

Daß beide Anliegen – sowohl geistliche Einheit wie auch ihre Vielfalt – tief berechtigt sind, darf man voraussetzen. Wer an den dreifaltigen Gott glaubt, der weiß, daß Einheit und Vielfalt gleich ursprünglich sind und sich deshalb keineswegs gegenseitig ausschließen müssen. Das zentrale Thema wurde auch in unserer Zeitschrift schon wiederholt behandelt. Die Verschiedenartigkeit der Dienste und Kräfte, die Gottes Geist in seiner Kirche hervorruft, bleibt in der Praxis des Alltags trotz allem ein Problem und manch einer fürchtet, daß die zuversichtliche Anerkennung solcher Vielfalt die Einheit des religiösen Lebens eher stören als fördern würde. In der Geschichte der Spiritualität gibt es jedoch eine Reihe von klassischen Texten, die diese Sorge zurückweisen und ganz entschieden zur Vielfalt ermutigen. Dazu gehört z.B. das folgende Zitat¹ aus der Feder des Franz von Sales (1567–1622).

Der berühmte Bischof von Genf kennt selbstverständlich die Gefahr, „daß ein jeder sich die Frömmigkeit auf seine Weise ausdenkt, nach seinem heimlichen Wunsch und seiner Vorstellung“ (39). Für ihn beruht wahre, lebendige Frömmigkeit auf Gottesliebe. „Ja, sie ist nichts anderes als recht verstandene Gottesliebe“ (40). Daraufhin aber erklärt er freimütig und zuversichtlich:

¹ Franz von Sales, *Philothea. Anleitung zum religiösen Leben*. Übersetzt u. herausgegeben von Otto Karrer. Würzburg 1988 (Seitenangaben der Zitate im Text).

„Nach Gottes Schöpferwillen soll jede Pflanze ‚Frucht bringen nach ihrer Art‘. Wir sind gleichsam Pflanzen im Gottesgarten der Kirche und sollen Früchte des frommen Lebens tragen, ein jeder nach seiner Art und nach seinem Stande. Die Frömmigkeit soll ein anderes Aussehen haben beim hochgeborenen Herrn als beim Handwerker, Arbeiter und Knecht, ein anderes beim Mädchen als bei der Ehefrau und wieder ein anderes bei der Witwe. Ja, sie richtet sich in ihrer praktischen Anwendung nach den Kräften, Aufgaben und Pflichten jedes einzelnen Menschen. Oder glaubt ihr, es wäre wohl für einen Bischof geziemend, wenn er als Einsiedler leben wollte wie ein Kartäuser? Oder es wäre für Eheleute passend, wenn sie wie die Kapuziner nichts verdienen und ersparen wollten? Oder es stünde dem Arbeiter oder Handwerker an, wenn er täglich stundenlang in der Kirche verweilte wie die Klosterleute? Wäre eine solche Frömmigkeit nicht lächerlich, unrecht und unausstehlich? Und doch sind Fehler in dieser Hinsicht nicht selten ...“ (43).

Offensichtlich ist, daß Franz von Sales spirituelle Vielfalt begrüßt, ja er fordert sie geradezu. Nach seiner Ansicht gibt es „so viele Arten von Frömmigkeit, als es Berufe gibt“ (44). Trennungslinien zu ziehen zwischen Frömmigkeit auf der einen Seite und Turnplatz, Kaufladen, Gesellschaft und Haushaltung auf der anderen bezeichnet er als Irrtum, „um nicht zu sagen Ketzerei“ (ebd.). Vielmehr solle die Spiritualität den Beruf durchdringen und mit ihm eine Einheit zuwege bringen. Letztlich käme es nicht darauf an, wo wir uns befinden, sondern überall könnten und sollten wir nach der Vollkommenheit streben (45), auch wenn das Geräusch des öffentlichen Lebens auf den ersten Blick nicht günstig für das religiöse sei.

Was der heilige Bischof an wünschenswerter Verschiedenheit des geistlichen Lebens andeutet, ist nur ein Bruchteil dessen, was heute an religiöser Vielfalt nötig und sinnvoll wäre. Jugendliche bringen ihre Gottesliebe zweifellos in anderen Formen zum Ausdruck als ältere Menschen. Die Aufgaben der Künstler, Schriftsteller und Wissenschaftler unterscheiden sich erheblich von denen der Techniker, Unternehmer und Politiker. Sie werden ihr Gottvertrauen in recht verschiedener Gestalt artikulieren. Angestellte und Arbeitslose, Hausbesitzer und Obdachlose, Gesunde und Kranke usw. befinden sich in einer jeweils besonderen Situation. Es wäre gewiß verfehlt, wollte man von ihnen verlangen, daß sie ihren Alltag in gleicher Weise geistlich gestalten. Auch über eine spezifisch männliche bzw. typisch weibliche Spiritualität wird zumindest vielerorts heftig diskutiert. Schließlich sollte man bedenken, daß es zahlreiche geistliche Bewegungen oder Gemeinschaften gibt, die durchaus unterschiedliche Ziele verfolgen. Im Dialog mit nichtchristlichen Religionen werden zuweilen sogar Impulse aufgegriffen, die zu bisher unbekannten Mischformen des gläubigen Umgangs mit der Wirklichkeit beitragen.

Eine solche Vielfalt des geistlichen Lebens ist offensichtlich eine große Herausforderung. Man kann darüber erschrecken und versucht sein, diese Vielfalt nicht zu loben, sondern einzuschränken. Es werden liturgische Vorschriften erlassen oder pastorale Richtlinien eingeschärft, die riskante Experimente ausschließen sollen. Derartige Maßnahmen mögen angesichts tatsächlich vorhandener Gefahren verständlich sein. „Gott ist kein Gott der Unordnung, sondern ein Gott des Friedens“ (1 Kor 14,33). Bloße Reglementierungen aber, die die geistliche Kreativität und Phantasie von Gemeinden oder Gruppen lediglich unterdrücken, können die erwünschte Einheit des Geistes kaum erhalten, sondern rufen nur Verwirrung hervor.

Wer wüßte nicht, daß es eine falsche Anpassung an die Welt geben und Vielfalt als Beliebigkeit, Egoismus oder Pluralismus entarten kann? Soll man aber diese Möglichkeit ständig voller Sorge befürchten und beklagen oder zunächst einmal durch besonnene und geduldige Unterscheidung der Geister überprüfen? Die einschlägigen Texte der Bibel weisen im Grunde klar in diese Richtung. Sie fordern uns keineswegs auf, Verschiedenheit zu beseitigen oder zu uniformieren, sondern lehren uns im Gegenteil, die anzustrebende Einheit nicht zu eng zu fassen. Bekanntlich gebraucht Paulus dafür das Bild von der Organismus-Harmonie (1 Kor 12,12–27, vgl. Röm 12,3–8). Jeder hat seine Aufgabe in Hinordnung auf das Ganze zu vollziehen. Aber diese Einheit erreicht der Apostel nicht durch negative Abgrenzung, sondern dadurch, daß er die verschiedenen Geistwirkungen und Kräfte in der Gemeinde positiv bestätigt. Er ist davon überzeugt, daß Gott selbst diese Vielfalt bewirkt. Wer hingegen das Ideal der Einheit überspannt, provoziert geradezu die Spaltungen, die er vermeiden möchte. Im Markusevangelium kritisiert schon Jesus die Eifersucht und Intoleranz einer ängstlichen, ihrer selbst nicht sicheren Gruppe und erklärt: „Wer nicht gegen uns ist, der ist für uns“ (Mk 9,40). Seine Gemeinde darf also auch für Außenseiter weitherzig offen sein.

Vor der Einheit die Vielfalt loben? Die eingangs gestellte Frage läßt sich nicht mit einem einfachen „ja“ oder „nein“ beantworten. Man darf Einheit und Vielfalt des Geistes niemals gegeneinander ausspielen. Vielmehr heißt es: „Alle sollen eins sein: Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir bin, sollen auch sie in uns sein, damit die Welt glaubt, daß du mich gesandt hast“ (Joh 17,21). Der johanneische Jesus betet nicht um eine Einheits-Ideologie, sondern um die Gemeinschaft der göttlichen Liebe. In ihr und aus ihr zu leben genügt und bewirkt Einheit und Vielfalt zugleich. Ein besonderes Lob der Vielfalt aber ist nötig, wenn sie, wie es leider nicht selten geschieht, bloß skeptisch betrachtet wird.